

Landesmuseum Zürich

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Magazin / Schweizerisches Nationalmuseum**

Band (Jahr): - **(2020)**

Heft 2

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nonnen. Starke Frauen im Mittelalter



6

Im Frauenkloster wurde nicht nur gebetet, sondern auch fleissig geschrieben.

Donald Trump hat den Begriff Fake News geprägt. Doch manipulierte Nachrichten findet man bereits in Klostertexten.


Ab dem 14. Jahrhundert waren Schwesternbücher vor allem in dominikanischen Frauenklöstern ein fester Bestandteil des täglichen Lebens. Sie wurden meist von einigen wenigen Nonnen geschrieben und waren ein Leitfaden für das Leben der Ordensfrauen, besonders für Novizinnen. Und sie wurden oft frisiert, schliesslich mussten die Texte eine Vorbildfunktion erfüllen. Auch eine Zensur kannte man damals schon. So wurden beispielsweise die Schriften von Elsbeth von Oye an zahlreichen Stellen entschärft. Die Nonne aus dem Kloster Oetenbach im Kanton Zürich geisselte sich seit jungen Jahren, um den Qualen, die Jesus erlebt hatte, möglichst nahe zu kommen. In tagebuchartigen Texten beschrieb sie dieses Leiden. Diese Berichte waren teilweise sehr verstörend und lösten bei den Obrigkeiten Zweifel aus. Aus diesem Grund wurden an gewissen Teilen Radierungen vorgenommen.

Fake News wurden auch in zahlreichen Visitationsberichten über Besuche in Frauenklöstern angewendet. Ziel war, den Beweis zu erbringen, dass Reformen bitter nötig waren. Im Spätmittelal-



Elsbeth von Oye, Illustration im Codex Breslau.

ter strebte die Kirche eine Rückbesinnung auf alte Werte an. Ein Leben in Klausur oder das Einhalten des Armutsideals beispielsweise. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde in den Klöstern teilweise ein recht freies Leben geführt. Um den angestrebten Reformen Nachdruck zu verleihen, wurde deshalb übertrieben oder gar et-

was erfunden. Dass die Berichte ausschliesslich von Männern verfasst wurden, war auch nicht gerade förderlich. Die heutige Forschung geht davon aus, dass viele der erhobenen Vorwürfe weniger mit dem realen Leben in einem Frauenkloster als viel mehr mit den männlichen Vorstellungen davon zu tun haben. 

LANDESMUSEUM ZÜRICH
Nonnen. Starke Frauen im Mittelalter
BIS 16. AUG 20

Nonnen im Mittelalter waren weit mehr als asketisch lebende Frauen, die sich nur für die Welt innerhalb der Klostermauern interessierten. Das Kloster bot Frauen Möglichkeiten, die sie sonst kaum hatten – Zugang zu höherer Bildung, soziale Absicherung und die Chance, sich familiären Normen zu entziehen. Die Ausstellung zeigt anhand verschiedener Persönlichkeiten, wie vielfältig die Lebensformen geistlicher Frauen im Mittelalter waren.



8

Grönland 1912

Die Grönland-Expedition von Alfred de Quervain gilt als wissenschaftliche Pioniertat. Kaum bekannt ist, dass das Abenteuer erst durch die NZZ ermöglicht wurde.

Wer sich wie Alfred de Quervain buchstäblich aufs Glatteis wagt, muss sich einiges anhören: Freunde in Zürich warnen ihn vor den Risiken seiner Reise in die «terra nullius»; ein Experte aus Grönland bezeichnet seinen Plan als «vermessen» und den Versuch der Ausführung als «sicheren Tod». Doch der Kampf des Abenteurers beginnt schon lange, bevor er die weisse Wüste überhaupt betritt – nämlich bei der Finanzierung.

Beträchtliche Summen sind für eine Expedition im Polargebiet nötig. De Quervain berechnet sein Budget so knapp wie möglich, kommt aber trotzdem auf 30 000 Franken, was heute rund eine Million Franken wäre, wenn man die historische Lohnentwicklung zugrunde legt. Die beschwerliche Hin- und Rückreise, die Frachten, der Proviant, die Spezialausrüstung samt Schlitten und Hunden, die Hilfsmannschaften, alles muss bezahlt sein. Im Ausland springt bei der Vielzahl von Polarexpeditionen, die um die Jahrhundertwende stattfinden, meist der Staat ein. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. etwa subventioniert die Gauss-Expedition in der Antarktis mit einer Million Reichsmark. Das hat auch seine Logik: Die Forschungsreisen sind nicht nur wissenschaftliche Pioniertaten, sondern im Drang, die Naturgewalten in den letzten Winkeln der Welt zu bezwingen, zeigt sich auch nationaler Wahn und Wettlauf. Alfred de Quervain versteht seine Expedition explizit als «schweizerisch», schwärmt, dass «die Liebe zum Hochgebirge, die Vertrautheit mit Schnee und Gletscher, und wie-

derum eine gewisse Anpassungsfähigkeit und Anspruchslosigkeit, uns in besonderer Weise befähige, auch im Polargebiet mitzuarbeiten».

Nerv des Bildungsbürgertums

Im August 1911 richtet er an den Bundesrat ein Schreiben, die Eidgenossenschaft möge seine Grönland-Expedition mit 10 000 Franken unterstützen – «nachdem im Ausland Millionen für solche Zwecke aufgebracht worden sind». Doch die Landesregierung, die bereits Sympathien gezeigt hat, lehnt seinen Antrag im November ab, mit Verweis auf die klamme Staatskasse. Auch um das Reisestipendium des Bundes kann er sich nicht bewerben, weil damit kurioserweise nur biologische Forschungen unterstützt werden. Immerhin gewährt der Bundesrat de Quervain, der als Adjunkt an der Schweizerischen Meteorologischen Zentralanstalt angestellt ist, einen Urlaub von April bis Oktober 1912, sofern die Expedition zustande kommt.

Die Inszenierung als Polarheld war für Alfred de Quervain wichtig, um seinen Sponsoren gerecht zu werden.



Weil der Staat kneift, müssen nun private Geldgeber her. ETH-Professor Carl Schröter, Vorsteher der Zürcherischen Naturforschenden Gesellschaft, Netzwerker und Unterstützer de Quervains, klopft daher bei der NZZ an. In einem Brief vom 7. Dezember 1911 an Ulrich Meister, den Präsidenten des Verwaltungskomitees, betont er die «seltene Gelegenheit», dem bedeutenden Zeitungsunternehmen «unvergänglichen Ruhm» zu sichern: «Es wäre eine patriotische Tat von grösster Tragweite, wenn Ihr Organ sich entschliessen könnte, hier als Wissenschafts-Mäzen aufzutreten.» Deutsche und amerikanische Zeitungen hätten es ja vorgemacht. Nur vier Tage später entscheidet das Verwaltungskomitee samt Chefredaktor Walter Bissegger einstimmig, «für die Sache der Wissenschaft ein erhebliches Opfer im Namen der NZZ zu bringen». De Quervain erhält 10 000 Franken (umgerechnet auf heute rund 340 000 Franken), also ein Drittel seines Budgets – was einen Zehntel des Gewinns der NZZ in jenem Jahr ausmacht. Im Gegenzug sichert


sich die Zeitung «ein Vorrecht auf alle offiziellen Berichte und Nachrichten der Expedition», wie vertraglich festgehalten wird. Die Kosten für die telegrafische Übermittlung von Nachrichten trägt die NZZ, die darauf setzt, dass exklusive «Originalberichte» den Nerv des Bildungsbürgertums treffen werden.

Ab April 1912 meldet de Quervain wichtige Etappen der heroischen Reise; nach seiner Rückkehr in die Schweiz publiziert er zudem grossflächig und meist prominent auf der Frontseite eine Serie süffiger Berichte, nicht ohne zu kokettieren: «Wir haben (...) nicht daran gedacht, dass ein Feuilleton daraus werden sollte.» Mit ihrem Engagement bedient die NZZ einerseits geschickt das zeitgeistige Polarfieber, schafft aber andererseits auch wieder einen riesigen Resonanzraum dafür, wie die Historikerin Lea Pfäffli in ihrer instruktiven Studie «Das Wissen, das aus der Kältekam» konstatiert.

Sponsoring und Diashows

Mit Spendenaufufen im Blatt ist es de Quervain noch weit vor der Abreise gelungen, weitere Unterstützer zu gewinnen. In seinem Nachlass findet sich etwa ein Brief vom Januar 1912, wonach die Firma Maggi aus der NZZ von den Expeditionsplänen erfahren hat und nun Suppenwürfel zur Verfügung stellen will: Es bedürfe «nur eines Winkes von Ihnen, dass wir Sie mit dem nötigen Vorrat versehen» – was de Quervain auch tut. Das Gleiche gilt für Kondensmilch der Berner Alpenmilchgesellschaft, Schokolade von Lindt, Lenzburger Konfitüren und Fleischkonserven, Chronometer aus dem Jura oder Ski aus dem Sportgeschäft Dethleffsen. De Quervain nimmt die Vermarktung von heute vorweg: Er wird gesponsert, dafür erwähnt er die Gönner positiv in seinen Berichten und dem später erscheinenden Buch – Product-Placement im Polarlicht.

Doch ohne die staatliche Unterstützung reicht das nicht, um die Expeditionskosten zu decken. Zentrale Einnahmequelle sind damals stets auch die an die Reisen

anschliessenden Vorträge im In- und Ausland, bei denen Lichtbilder gezeigt werden. Alfred de Quervain nimmt allein mit unzähligen Grönland-Referaten über 5000 Franken ein. Zusammen mit den Beiträgen der NZZ, von anderen Privaten und wissenschaftlichen Gesellschaften und trotz «grossen persönlichen Opfern der Teilnehmer» resultiert letztlich aber weiter ein Defizit von rund 3500 Franken. Wegen der «Erweiterung des Programms» sind fast ein Viertel Mehrkosten angefallen, wie de Quervain Ende 1913 dem Bundesrat klagt. Dieser zeigt sich diesmal spendabel und lässt den fehlenden Betrag von der Nationalbank überweisen. Und die NZZ, die das Zustandekommen der Expedition mit ihrer Geldspritze erst ermöglicht hat? Sie verzichtet vorderhand auf weitere Grossengagements – «einmal, weil die Zeitung in der letzten Zeit Reisebeschreibungen in grossem Umfang gebracht hat (...), sodann, weil die finanzielle Lage nicht ermutigend ist». 

Marc Tribelhorn / NZZ



Es bedürfe «nur eines Winkes von Ihnen, dass wir Sie mit dem nötigen Vorrat versehen».



Games

Atari's «E.T. – Der Ausserirdische» von 1982 gilt weitläufig als das schlechteste Videospiel aller Zeiten und steht beispielhaft für den Untergang der Firma, die den Videospieleautomaten erfunden hatte.

Zu Beginn der 1980er-Jahre stand Atari auf dem Höhepunkt des Erfolgs: Die amerikanische Firma dominierte den Videospiegelmarkt mit 80 Prozent Marktanteil. Die Erfolgsgeschichte hatte zehn Jahre zuvor begonnen, als die beiden Elektroingenieure Nolan Bushnell und Ted Dabney die Firma Atari gründeten. Aufbauend auf der Idee eines Flipperkastens verbanden sie einen Bildschirm mit einer Spielkonsole und einem Münzschlitz und bauten das Ganze in ein Gehäuse. Das Resultat war der erste Videospieleautomat überhaupt. Auf diesem lief ab 1972 das Spiel Pong, eine Art digitales Tischtennis, bei dem zwei Spieler einen weissen Punkt hin und her spielen mussten.

Den Prototyp des Pong-Spielautomaten stellten Bushnell und Dabney in eine Bar in Kalifornien. Ein paar Tage später bat der Wirt sie, das Gerät wieder abzuholen, da es defekt sei. Wie sich aber zeigte, war lediglich der Münzbehälter voll. Die Entwickler ermutigte dies, den Spielautomaten in Serie zu produzieren. Damit begann der Aufstieg der Firma.

Ein paar Jahre später erschien die Heimkonsole Atari 2600. Sie wurde bis in die 1990er-Jahre rund 25 Millionen Mal verkauft. Atari entwickelte ausserdem preisgünstige Heimcomputer und überflügelte damit die Konkurrenz.

Hastige Entwicklung, enormer Flop

Für das Weihnachtsgeschäft von 1982 brauchte das Unternehmen einen Blockbuster. Im Sommer war Steven Spielbergs Familienfilm «E.T. – Der Ausserirdische» ein Grosse Erfolg in den Kinos. Atari kaufte die Lizenzrechte für rund 25 Millionen US-Dollar und entwickelte in nur fünf Wochen ein Spiel für den Atari 2600. Die Erwartungen waren hoch, sodass fünf Millionen Kopien produziert wurden. Das Spiel floppte jedoch; trotz erheblicher Preisabschläge wurde nur rund ein Fünftel verkauft.

Was war geschehen? Das Spiel E.T. war, um es kurz und bündig zu sagen, schlecht. Die Qualität der Grafik ist aus heutiger Perspektive schwierig zu beurteilen, doch sie macht einen lieblosen Eindruck. Die grösste Schwäche war aber das Spielprinzip. Im Unterschied zu anderen Spielen musste man die Spielanleitung durchlesen. Doch auch dann blieb es verwirrend und eintönig. Ziel des Spiels war es, mit E.T. die Teile eines Telefons zu finden, mit dem der Ausserirdische nach Hause telefonieren kann. Die Teile verbargen sich in verschiedenen Gruben; E.T. aus der Grube hinauszuholen war denn auch die Hauptaktivität der Gamerinnen und Gamer.

*Ironie des Schicksals:
Unverkaufte E.T.-Spielmodule
in einer Grube in Alamogordo,
New Mexico, USA.*

A woman in a black t-shirt is seen from the back, holding a smartphone up to record a violinist. The violinist is a woman with dark hair in a ponytail, wearing a blue and white patterned dress, playing a violin. They are outdoors under green trees.

GELESEN

**«Kultur ohne
Beigeschmack»**

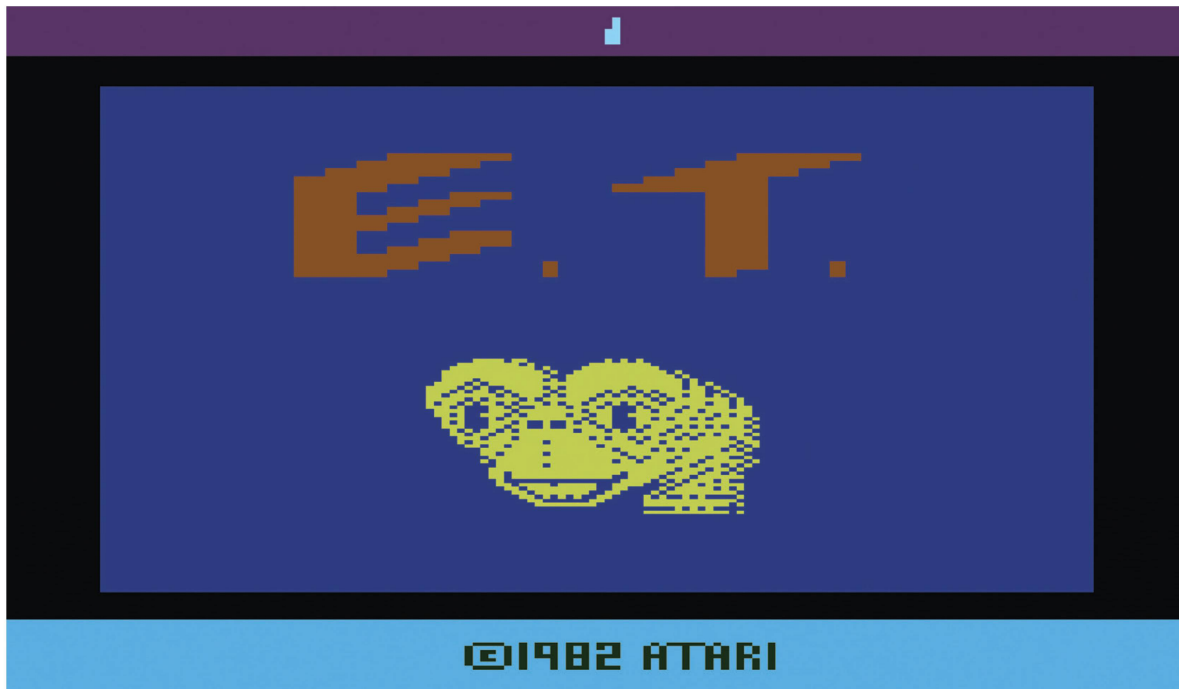
GELESEN

«Ein Orchester wehrt sich»

Ein Beitrag aus dem Tages-Anzeiger.
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest.

Tages-Anzeiger



Startbildschirm des Spiels «E.T. - Der Ausserirdische» von 1982.

Auch die Firma Atari manövrierte sich mit E.T. in eine Grube. Das Spiel steht exemplarisch für den Kollaps des Videospiegelmarkts zu Beginn der 1980er-Jahre. Zwischen 1983 und 1985 wurde die Videospiegelindustrie von einer Rezession heimgesucht. Grund dafür war der Aufstieg der Personal Computer. Ausserdem übersättigten die Produktionsfirmen den Markt mit schnell und schlecht produzierten Spielen. Der Umsatz der Branche sank von 3,2 Milliarden innerhalb von zwei Jahren auf 100 Millionen. Atari wurde vom Kollaps schwer getroffen und machte Millionenverluste. 1984 wurde die Konsolen- und Computerabteilung verkauft und später das Geschäft eingestellt. Heute existiert Atari nur noch als Markenhülle.

Die Legende um das «Atari Video Game Burial»
In der Gamer-Community ging in den letzten 30 Jahren das Gerücht um, dass kurz nach dem Verkaufsdebakel tausende von

Das Spiel steht exemplarisch für den Kollaps des Videospiegelmarkts zu Beginn der 1980er-Jahre.

E.T.-Spielmodulen zusammen mit anderen Spielen und Bestandteilen von Konsolen in einer Deponie in New Mexico, USA, vergraben wurden. Lange galt das Gerücht als Legende, bis ein Filmteam im Jahr 2013 Zugang zur Deponie und eine Grabungserlaubnis erhielt. Tatsächlich tauchten die E.T.-Module sowie Originalverpackungen und Spielanleitungen auf. Die Legende hatte sich bewahrt. Einige der Überreste wurden der Deponie entnommen und an Sammler verkauft oder an Museen vergeben. Die restlichen Module verschwanden wieder in der Grube. ☹

LANDESMUSEUM ZÜRICH
Games
BIS 6. SEP 20

Die Ausstellung lädt auf eine Zeitreise durch die Geschichte der elektronischen Spiele ein und thematisiert auch Aspekte, die als bedenklich wahrgenommen werden. Auf Spielstationen taucht man in virtuelle Welten ein und kann die Games selbst ausprobieren.

Einer für alle, alle für einen!

Wusstest Du, dass die Schweiz das gleiche
Motto hat wie die Musketiere von Alexandre Dumas?
Oder dass das Matterhorn afrikanisch ist?

Laut Legende wurde am 1. August 1291
der **Bundesbrief** unterschrieben.
Darin schwören die drei Orte Uri, Schwyz
und Unterwalden, einander zu helfen.
Aus **Bündnissen** wie diesem ist mit der
Zeit die Schweiz entstanden. Deshalb
feiert man am 1. August sozusagen den
Geburtstag der Schweiz.

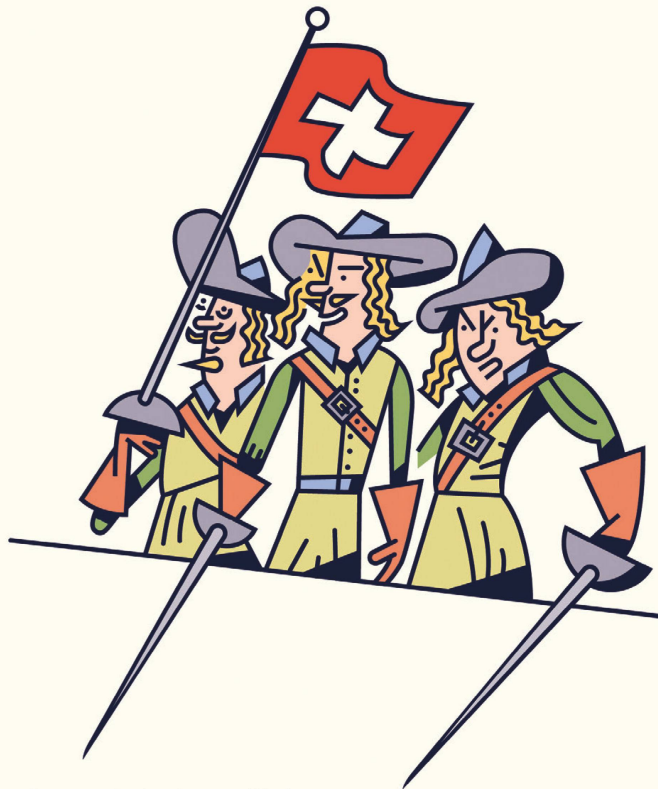


Offiziell heisst der 1. August
«Bundesfeier». Gefeierr wird er
seit 1891. Also seit über 100 Jahren!



Die **Schweizerfahne** zeigt das weisse
Schweizerkreuz auf einem roten
Hintergrund. Die Flagge des Roten Kreuzes
sieht fast gleich aus, aber mit umgekehrten
Farben. Das **Rote Kreuz** ehrt so seinen
Schweizer Gründer Henry Dunant.





Das (inoffizielle) **Motto** der Schweiz ist: «**Einer für alle, alle für einen!**» Genau wie das der drei Musketiere im Buch von Alexandre Dumas.

Das **Matterhorn** ist eigentlich afrikanisch. Schaut man nämlich die tektonischen Platten an, besteht das Matterhorn aus Gestein der **afrikanischen Platte**.



«**Heimweh**» ist ein Schweizer Wort. Früher galt Heimweh als «Schweizer Krankheit». Im 18. Jahrhundert glaubte man, dass **Hirtenlieder** Heimweh auslösen.



Schweizer **Söldnern** sei es darum **verboten** gewesen, solche Lieder zu singen – sogar bei Todesstrafe! Ob dies stimmt, ist **umstritten**.